

Bitte schicken Sie mir weitere **FAST FORWARD** ▶▶ der markierten Titel

- Moti Kfir | Ram Oren **Sylvia Rafael. Mossad-Agentin**
- Lorraine Adams **Crash**
- Michel Bergmann **Machloikes**
- Salvatore Scibona **Das Ende**
- Jerzy Kosinski **Der bemalte Vogel**
- Jürg Amann **Letzte Lieben**
- Thorsten Becker
Agrippina. Senecas Trostschrift für den Muttermörder Nero
- Klaus Pohl **Die Kinder der Preußischen Wüste**
- Wladimir Lortschenkow **Milch und Honig**
- Elmar Kraushaar **Freddy Quinn – Ein unwahrscheinliches Leben**

Bitte schicken Sie mir ein Leseexemplar des Buches kurz vor Erscheinen

- Moti Kfir | Ram Oren **Sylvia Rafael. Mossad-Agentin**
- Lorraine Adams **Crash**
- Michel Bergmann **Machloikes**
- Salvatore Scibona **Das Ende**
- Jerzy Kosinski **Der bemalte Vogel**
- Jürg Amann **Letzte Lieben**
- Thorsten Becker
Agrippina. Senecas Trostschrift für den Muttermörder Nero
- Klaus Pohl **Die Kinder der Preußischen Wüste**
- Wladimir Lortschenkow **Milch und Honig**
- Elmar Kraushaar **Freddy Quinn – Ein unwahrscheinliches Leben**

Meine Meinung zu **FAST FORWARD** ▶▶ :

.....

.....

Name:

Anschrift:

Faxen Sie diese Seite an Anja Beutrock unter 040/607909629
oder mailen Sie: a.beutrock@vgo-arche-atrium.de

Michel Bergmann Machloikes

Roman

FAST FORWARD ▶▶

Arche

Michel
Bergmann
Machloikes
Roman

ARCHE

Zu diesem Buch

Acht Jahre nach dem Krieg beginnen die Wunden zu vernarben. Es gibt die Bundesrepublik Deutschland, einen volkstümlichen Präsidenten und einen scharfkantigen Kanzler. Und es gibt die wuseligen Teilacher, die jüdischen Handelsvertreter, die nach wie vor von Tür zu Tür ziehen.

Manche von ihnen sind allerdings sesshaft geworden: Robert Fränkel zum Beispiel, die Berliner Stimmungskanone, hat geheiratet und sich mit einem Teppichladen selbstständig gemacht. Und der 14-jährige Alfred erlebt sein höchstes Glück, als er sein neues, hellblau blitzendes Rennrad aus dem Laden in die Sonne schiebt, um es seiner heimlichen Liebe Juliette zu präsentieren. Das Leben ist schön.

Doch dann wird Fränkel von einem CIA-Beamten vorgeladen. Er soll erklären, warum sein Name in so vielen Akten der SS auftaucht. Dabei hat Fränkel im Krieg doch nur Witze erzählt – die allerdings so gut waren, dass er einige davon Adolf Hitler beibringen sollte. Und damit fangen die Machloikes* an ...

* *Machloike*, die; Plur. *Machloikes* (aus dem Jiddischen) –
Durcheinander; Zwiespalt; Zwist



»Ein sehr lesenswerter Roman«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Eine Mischung aus Charme und Chuzpe«
Brigitte



► Unweit der Ecke Mosel- und Kaiserstraße hatte Robert Fränkel kürzlich eine leer stehende ehemalige Garage gemietet, in einer halben Ruine, die bis zum ersten Stock reichte und dort provisorisch abgedichtet war. Flachbau nannte man das seinerzeit. Er lag zwischen einem Kino und einem der ersten Schnellimbisse. Die meisten Teilacher waren der Meinung, dass er hier ein Wäschelager aufmachen würde. Aber Fränkel hatte ganz andere Pläne, die er bis zur Eröffnung seines Ladens nicht verriet.
Dann aber Ende Mai, an einem Freitagmittag, wurde das große Geheimnis gelüftet, als Robert Fränkel feierlich sein Firmenschild enthüllte und gleichzeitig das Gitter hochziehen ließ ...

»Robby's Teppichparadies« konnte man deutlich lesen, und kurz darauf strömten die Gaffer in den Laden. Auch Bermann und Verständig waren unter den Premierengästen. Und sie waren beruhigt, dass Fränkel nicht in Wäsche machte.

Stauend gingen die potenziellen Kunden durch den riesigen Raum, der noch nach Benzin und Altöl roch und wo an den Wänden Teppiche aller Farben, Größen, Materialien und »Provenienzen« hingen.

David war anfangs verblüfft, dass sich Fränkel, der ein Gespür für Geschäfte hatte, ausgerechnet ins Teppichmetier begab. Denn um ihn herum lagen förmlich in Spuckweite die Läden von Salim Rahmani, dem Perser, auch »Ali Salami« genannt, und Elias Ter-Vanasian, dem kleinen, stark beringten Armenier.



Wenn der dir die Hand gibt, sagte Verständig einmal bissig, dann zähl besser deine Finger nach!

In der hinteren rechten, ziemlich dunklen Ecke stand ein mächtiger Schreibtisch, darum ein paar pseudobarocke Sessel, das war Fränkels »Büro«. Hier wurde an die engsten Bekannten warmer Sekt ausgetrennt, und für die Unverwüstlichen gab es Bourbon, allerdings ohne Eis. Im Nu hatten die anwesenden Teilacher diesen Platz okkupiert und *schmusten* mit und über Fränkel, der mit sichtbarem Stolz Hof hielt.

Auch einige Bardamen und Huren aus der Nachbarschaft ließen es sich nicht nehmen, ein kostenloses »Pitzelwasser« zu nehmen, wie sie den Sekt nannten, und eventuell würde auch ein Freier dabei abfallen. Bei den Teilachern allerdings, das wussten die Damen, war kein Blumentopf zu gewinnen.

Kennt ihr den, fragte David, wo einer fragt: Na, was kostet's denn, Fräulein? Da sagt sie: Dreißig Mark. Da sagt er: Zwanzig! Sie schüttelt den Kopf: Zwanzig kostet es mich ja schon!

Die Männer lachten.

Während die neugierigen Frankfurter einige Male scheu Fragen stellten, schwadronierte Fränkel über die herausragende Qualität seiner Teppiche, die zwar echt aussahen, aber von denen nicht einer aus Persien kam, geschweige denn je von einer kundigen Hand geknüpft worden war. Seine Preziosen kamen aus dem kleinen Belgien, besser gesagt, aus der Fabrik von Harry van der Meulen in Mechelen. Sie waren aus Wolle, Sisal oder Jute. Sie hatten klassische Täbris-, Mesched-, Kirman-, Afghan- oder Bucharamuster und waren bunt und eindrucksvoll. Sie durften nur nicht feucht werden, das bekam den Farben gar nicht. Egal, die Preise waren moderat.

Drehte man eine der Ecken am Teppich um, erschien auf der Unterseite ein exotisches Etikett mit allerlei französischen und flämischen

Worten und einer von Fränkel mit Tinte geschriebenen Zahl darunter. Diese Ziffer verriet den Verkäufern den Einkaufspreis, sodass sie nach Belieben erhöhen konnten. War da also eine Hundertzwanzig, dann verlangten sie zweihundertzwanzig Mark und erhielten zehn Prozent vom Gewinn, dem sogenannten »Riss«, in diesem Fall also zehn Mark. An einem guten Tag konnte ein Verkäufer über fünfzig Mark machen. Deshalb war dieser Job sehr begehrt.

Als Fränkel eröffnete, hatte er drei Verkäufer:

Samuel »Schmul« Honigbaum, ein älterer, missmutiger Mann mit einer Auschwitz-Karriere, den Fränkel eher aus Mitleid eingestellt hatte. Ein einnehmendes Wesen hatte er wahrlich nicht. Honigbaum war stets mürrisch, hatte das Lachen verlernt. Dadurch wirkte er seriös, und viele Kunden hielten ihn für den Chef. Er machte sich ständig Notizen und schaute unbestechlich drein. So kam es, dass die anderen Verkäufer Honigbaum zum Schein fragten, ob man dem Kunden einen Preisnachlass gewähren könne.

Dann legte Schmul die Stirn in Falten, überlegte einen Moment und sagte dann gequält:

Soll sein. Ihr werd' mich ruinieren noch.

Honigbaum hatte einen Tick: Er verfasste Listen! Er liebte es, Listen zu erstellen mit allem Möglichen. Diese Manie stammte noch aus der Zeit, als er im Krankenzimmer des Lagers arbeiten musste und dort für Dr. Josef Mengele Listen zu führen hatte. Über Eingänge und Abgänge, über Alte und Junge, Männer, Frauen und Kinder, Zwillinge und Behinderte, Fleckfieberopfer, Typhustote, Kälte- oder Heilgasversuche. Er machte das mit einer derartigen Akribie, dass er bald unersetzlich und, so glaubte er jedenfalls, unverzichtbar wurde. Mengele nannte ihn spöttisch »meinen Listenjuden«, und dies wurde für Honigbaum eine Auszeichnung. Erst in den Wochen, bevor die Rote Armee unaufhaltsam

näher rückte, wurde es auch für Honigbaum kritisch, denn die SS wollte die Immobilie unbewohnt übergeben. Aber Honigbaum rettete sich dadurch, dass er den Lagerkommandanten Rudolf Höß davon überzeugte, dass täglich Inventarlisten zu erstellen wären, um den Überblick zu behalten. Das war besonders wichtig, nachdem Gaskammern gesprengt worden waren, die Arbeit »von Hand« erledigt werden musste oder die Häftlinge auf die Todesmärsche geschickt wurden. Immerhin ging es um den Restbestand der über zweihunderttausend ungarischen Juden, das war kein Pappentier. Da waren »Unregelmäßigkeiten« an der Tagesordnung. Auch kamen immer mehr Sachwerte abhanden. Auch dafür war es zwingend notwendig, den Überblick zu behalten.

Honigbaums großer Auftritt kam, als er am 27. Januar 1945 dem verblüfften Oberst Vladimir Bryschenko, dem russischen Divisionskommandanten der 60. Armee »Ukrainische Front«, auf dem Appellplatz seine aktuellen Listen übergeben konnte.

7134 Gefangene waren darauf verzeichnet.

Name deiner?

Honigbaum, Samuel, *Towarischtsch* Kommandant!

Wo kommen?

Lwow.

Ewrej?

Da.

Der Kommandant nahm die Liste, blätterte sie durch. Er war offensichtlich beeindruckt.

Spasiba bratan, sagte er anerkennend.

»Bruder« hatte der Oberst den Häftling Honigbaum genannt. Der spürte, dass er zurück im Leben war.

Im Frühjahr 1947 begann in Warschau der Prozess gegen den Kommandanten des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, und auch

Schmul Honigbaum war als Zeuge geladen. Nachdem der Richter das Verfahren eröffnet hatte, beschrieb der Gerichtspsychologe den Obersturmbannführer Rudolf Höß als geistig normal, allerdings ohne Moral und vollkommen gefühllos. Er war gewissenhaft und sorgfältig, ein Befehlsempfänger ohne Hang zum Sadismus. Was die Judenvernichtung betraf, so hatte Höß keinerlei moralische Bedenken. Außerdem war er davon ausgegangen, niemals zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Als das Gericht ihn fragte, ob er denn an die Schuld der Juden glaube und der Meinung sei, sie verdienten ihr Schicksal zu Recht, meinte Höß, dies seien unrealistische Fragen. SS-Männer hätten darüber nicht nachzudenken, sie hätten Befehle zu befolgen.

Schmul Honigbaum konnte während seiner Anhörung mit seinen Listen glänzen. Auch das Gericht war dankbar für die präzisen Aufzeichnungen. Selbst Höß schien so etwas wie Stolz auf seinen Ex-Häftling zu empfinden.

Da war es kein Wunder, dass der ehemalige Lagerkommandant am Abend vor seiner Hinrichtung darum bat, Honigbaum möge eine Liste seiner Hinterlassenschaft erstellen.

Der Lagerkommandant blieb der ordnungsliebende, pflichtbewusste Mann. Nachdem er Honigbaum alle Angaben diktiert hatte, bedankte sich Rudolf Höß mit Handschlag. Er wusste, was sich gehörte.

Am nächsten Morgen wurde Höß nach Auschwitz gebracht und dort gehenkt.

Als Honigbaum mit seiner Arbeit in Robby's Teppichparadies begann, war es für jene, die seine Marotte kannten, keine Überraschung, dass er Fränkel anbot, für ihn ein paar Listen zu führen. Wareneingangslisten, Bestandslisten, Verkaufslisten, Listen der Putzmittel und eine Strichliste, auf der man die tägliche Kundenzahl ersehen konnte. Zuerst war

Fränkel befremdet und zögerlich, aber als er spürte, dass die Ablehnung der Listen zu mentalen Ausfällen bei Honigbaum zu führen drohte, gab er klein bei, und Schmul war glücklich. Er führte seine Listen, neben den privaten für sich, versteht sich, und überreichte sie stolz, des nachts fein säuberlich auf liniertes Papier übertragen, am kommenden Morgen seinem Chef. Der warf sie dann ungelesen heimlich weg. Irgendwann allerdings wurde die Situation kritisch, als Honigbaum seine alten Listen einsehen wollte, um eine Liste aller Listen anfertigen zu können. Da flunkerte Fränkel rasch, indem er behauptete, er habe sie abgeben müssen, der CIA interessiere sich dafür. Damit war Honigbaum auf dem Olymp angekommen und fragte nie wieder nach.

Der zweite Verkäufer war Kelbassa. Jürgen Kelbassa aus Castrop-Rauxel, dreiundzwanzig, ein hundertprozentiger *goj*.

Er rühmte sich, mit dem gleichnamigen Fußballer, dem Nationalspieler von Borussia Dortmund, verwandt zu sein, was trotzdem nicht verhindern konnte, dass seine Kollegen immer grinsten, wenn sein Name fiel. Denn »kielbassa« heißt auf Polnisch »Wurst«. »Wurst« durften ihn die Kollegen allerdings niemals im Beisein von Fränkel nennen. Der wurde dann fuchsteufelswild. Keiner wusste warum.

Kelbassa war eine merkwürdige Figur. Er war freundlich und hilfsbereit, etwas einfältig und litt wie ein Hund, dass er aus einer unbeherrschbaren Nazi-Familie stammte. Deshalb war seine Liebe zu Juden schon gnadenlos und pathologisch. Er verteidigte noch die größten jüdischen Lumpen und Ganoven, wenn es mal wieder zu Konflikten oder Bandenkriegen im Bahnhofsviertel gekommen war. Gleichzeitig fühlte er sich in klassischer linker Ruhrgebietstradition dem Proletariat zugehörig und war sicher einer der wenigen in Frankfurt, die nach Stalins Tod vor ein paar Wochen weinten und so etwas wie Trauer und

Verlust empfanden. Kelbassa, einst als Hitlerjunge gestartet, als Volksturmimpf den Krieg gemeistert, dann als Falke den sozialistischen Werktätigen zugeflogen, war ein typisches Kind seiner Zeit, hin- und hergerissen in seinen politischen Ansichten. Er verzieh es sich nicht, dass er im Westen lebte, und drohte immer wieder damit, rüberzugehen. Tat er aber nicht, obwohl ihn keiner zurückhielt.

Die Massenmorde und die antisemitischen Exzesse Stalins wollte er genauso wenig wahrhaben wie die Aussicht auf kollektive Läuterung der Deutschen nach der Hitlerzeit. Er kannte seine Landsleute, und dass seine ehemaligen verbohrten Kameraden und Flakhelfer aus der Hitlerjugend plötzlich überzeugte Demokraten sein sollten, konnte und wollte er nicht glauben. Kelbassa war besonders aufmerksam und witterte überall Verrat.

Er hatte mit seiner Familie gebrochen, um sich ganz der individuellen Wiedergutmachung zu widmen. Das führte gelegentlich dazu, dass er Kunden des Ladens verwies, die seiner Meinung nach antisemitische Bemerkungen gemacht hatten, was nicht so selten vorkam. Kaufen wollten die Leute ganz gern beim »Judd«, aber halten taten sie nicht so viel von ihm.

So konnte der zuvorkommende Herr Kelbassa auch mal handgreiflich werden, wenn ihm einer zu dumm kam oder einen blöden Spruch drauf hatte. Er war deshalb gelegentlich bitter enttäuscht, wenn sein Chef, der Herr Fränkel, trotzdem solche Kunden bediente.

Der belehrte ihn in diesem Fall:

Pecunia non olet, wie der Schwede so treffend zu sagen pflegt, Geld stinkt nicht!

Wenn Kelbassa widersprach, meinte der Berliner Fränkel verschmitzt:

Ick habe an dem Jeld länger Freude als wie er an dem Teppich!

Der Dritte war Blum. Ein Galizianer. Man kannte den geschneigelten, gut aussehenden Mann von zweiundzwanzig nur unter diesem Namen. Blum. Blum hatte tubenweise Brisk im Haar, trug stets schnee-weiße Hemden, enge Amianzüge und benutzte Robby's Teppichparadies lediglich als Operationsbasis, denn seine tatsächlichen Geschäfte pflegte er mit anderen Waren zu machen: Poker, Uhren, Dollars, Autos, Frauen.

Blum hatte ebenfalls eine KZ-Karriere hinter sich, aber die hatte ihn, im Gegensatz zu Honigbaum, nicht gebrochen. Im Gegenteil. Blum hatte Überlebenswillen entwickelt, er war vierzehn als Mauthausen befreit wurde. Er hatte seine gesamte Familie verloren, auch im Kopf.

Fränkel hatte mit einem, für damalige Verhältnisse, bombastischen Eröffnungsverkauf begonnen. Dem sollte ein Sommerschlussverkauf folgen, der »sich gewaschen hatte«. Im Herbst dann: »Blätter und Preise fallen« und schließlich der Weihnachtsverkauf: »Leise rieseln die Preise«, selbstverständlich mit Tombola. Zum Jahreswechsel dann: »Neues Jahr – neue Preise«.

Das Geschäft lief prächtig, und Fränkel war der König. Er stand vor seinem Laden, warf einen kleinen Teppich auf das Trottoir und ließ sein Talent als Entertainer aufblitzen:

Kommse näher, kommse ran, hier wernse beschissen wie nebenan! Hereinspaziert, die Herrschaften! Ja, da könnse ruhig rufflatschen! Den könnse strapazieren! Da könnse en Elefanten drüberjagen, wa! Wer hat noch nicht, wer will noch mal? Der reißt nicht, der fusselt nicht, der Teppich überlebt uns alle!

Das waren die Sprüche, die Fränkel abließ und die Menschen scharenweise in sein Teppichparadies lockte. Da er auch noch ganz leid-

lich Akkordeon spielte, kam es vor, dass man seine berühmte Hans-Albers-Parodie aus »Liliom« aus dem Laden vernehmen konnte:

Komm auf die Schaukel, Luise! Es ist ein großes Pläsir. Du fühlst dich im Paradiese und zahlst nur nen Groschen dafür. – Ach – komm auf die Schaukel, Luise – ich schaukel her dich und hin und zeig dir nachher auf der Wiese, Luise, wie gut ich dir bin.

Gerade bei der letzten Zeile waren es immer wieder die Damen, die verschämt nach unten blickten und rot wurden. Eine hübsche Angehörigkeit in jenen Tagen, inzwischen schon länger aus der Mode.

► *Alfred ist fünfzehn, und er braucht einen Ferienjob, denn er wünscht sich sehnsüchtig ein Rennrad. Über Onkel David gerät er in Fränkels Teppichladen ...*

Alfred erschien pünktlich und wie vereinbart im Teppichparadies und wurde von den Verkäufern erst einmal misstrauisch beäugt. Fränkel hatte sich verspätet, und so stand der schlaksige Junge in seinen kurzen Hosen mit seinen dünnen Beinen, den Ringelsocken und Sandalen erst einmal dumm im Laden herum und beobachtete das Geschehen. Schnell hatte Alfred gesehen, wie hier der Hase lief:



Der rührigste Verkäufer war ohne Frage Kelbassa, der jeden Kunden freundlich empfing und in die Gruft lockte. Der Charmeur Blum war für die einsamen Damen, oft Lebedamen, zuständig. Honigbaum hielt sich im Hintergrund, machte sich Notizen und tat im Übrigen so, als ginge ihn das alles nichts an. Er erinnerte Alfred an eine Kreatur aus einem Horrorstreifen: das Ungeheuer, das fauchend aus seiner Höhle kam und über Leben und Tod entschied. Und wie Alfred so herumstand und nachdachte, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Fränkel war durch den Hintereingang gekommen.

Doctor Livingstone, I presume, sagte er leise.

Alfred lächelte. Der Junge gab Fränkel höflich die Hand. Der mittelgroße Mann im eleganten Anzug roch nach einem guten Rasierwasser. Er war Ende vierzig, hatte Frisiercreme im dunklen Haar und begann Geheimratsecken auszubilden. Fränkel sah an Alfred hinunter.

Dit is nüscht, sagte er, du musst seriös daherkommen. Haste keene Minelle?

Hn?

Na, en Zwirn! En Anzug!

Doch. Der Junge nickte.

Pass auf, meinte der Mann, im Geschäft ist es wie auf der Bühne.

Jeder hat seine Rolle. Kelbassa, also der da vorn, das ist der anständige Deutsche.

Ein Kommunist. Bei dem fühlen sich die einfachen Kunden wohl. Er ist einer von ihnen. Der da drüben, das ist Blum. Der gibt das Schlitzohr. Man wird zwar reingelegt, aber genießt die Show. Honigbaum ist der Mann ohne Eigenschaften. Er biedert sich nicht an. Er entscheidet darüber, ob ein Kunde überhaupt etwas kaufen darf! Ob er es wert ist, hier etwas mit rauszunehmen. Und ich bin das, was ich immer bin, der Alleinunterhalter. Der Koberer. Ich locke die Menschen in den Laden.

Und was ist meine Rolle?, wollte der Junge wissen.

Du spielst den Naiven. Der, dem sich die Kunden überlegen fühlen. Die Leute finden dich ja so nett, ein unbedarfter Gymnasiast, der hier aushilft, der seine schwangere, verwitwete Mutter, seine schwindsüchtige Schwester und den kleinen gelähmten Bruder durchbringen muss.

Alfred war unsicher.

Aber ich habe keine Ahnung von Teppichen.

Genau das ist es, sagte Fränkel. Die Kunden fühlen sich dir überlegen. Du hast keine Ahnung und musst deine Kollegen fragen. Pass auf ...

Er nahm den Jungen an der Schulter und führte ihn zum Eingang. Dann sagte er:

Heute kriegen wir noch kleine Teppiche rein. Brücken nennt man die, »brickel« auf jiddisch. Die sind so fünfzig auf achtzig. Gut als Türvorleger oder für ins Bad. Du bist ab heute unser Brickelspezialist. Du stehst hier, neben einem hohen Stapel, und wirst sie verkaufen. Sie kosten im Einkauf einen Zwickel, also zwei Mark. Für zehn gehen die weg. Also achtzig Pfennig Gewinn für dich an jeder Brücke. Rechne dir aus, wenn du am Tag, sagen wir mal, zwanzig verkauft.

Klasse, das sind sechzehn Mark!

Alfred war begeistert.

Aber nur, sagte Fränkel, wenn du jetzt heimgehst und im Anzug zurückkommst, wie a Mensch.

Jutana, Sisala, Cottonia. Wie das klang! Das waren die Provenienzen aus denen Fränkels erlesene Teppiche offiziell stammten. Diese märchenhaften Orte lagen irgendwo im fernen Orient oder im tiefsten Afrika, da wo noch keiner seiner Kunden je war. Ja, es kam schon mal vor, dass ein ehemaliger Soldat, der unter Rommel in Nordafrika gedient hatte, sich zu Wort meldete und versuchte, Fränkel zu widerlegen, aber der schaffte es immer wieder diese Störenfriede abzubügeln. Wenn der begnadete Alleinunterhalter von seinen haarsträubenden Abenteuern berichtete, die mit dem Ankauf der Teppiche verbunden waren, blieben die Passanten stehen und ihre Münder offen. Er erzählte ganze Romane – Karl May war Dreck dagegen.

Jutana, mein Jutana!, rief Robert Fränkel enthusiastisch und zeigte auf einen Jute-Teppich, der vor ihm auf dem Bürgersteig lag. Jutana, wo dieses einmalige Stück herkommt, ist eines der letzten Paradiese. Schöne, bronzefarbene Menschen leben dort unten, mit blitzend weißen

Zähnen, voll natürlicher Anmut. Stolze, geheimnisvoll verschleierte Frauen knüpfen die Teppiche mit flinken Fingern, während sie vor den Lehmhütten sitzen, ihre Neugeborenen stillen, die Hirsesuppe kochen und singen und miteinander lachen.

Wenn die Schatten kürzer werden, die Maultiere um die Brunnen kreisen, ziehen die Männer mit Kamelen, den Buckelrindern und den Ziegen hinaus auf die kargen Felder. Und selbst die vielen Kinder arbeiten schon. Es ist ein hartes Leben, aber hört man je ein Wort des Unmuts?

Nein! Anders als hier, wo alle nur meckern und auf der Regierung rumhacken. Und diese Gastlichkeit! Man kommt als ein Fremder und geht als Freund. Leute, ich habe diesen Menschen mein Wort gegeben, euch ihr Handwerk und damit ihre Kultur nahzubringen. Wer einen solchen Teppich erwirbt, hat nicht nur ein edles Stück fürs ganze Leben und darüber hinaus, er ist auch für immer mit Jutana verbunden, dem Morgenland. Und, nicht zu vergessen, er tut was für die armen Menschen dort drüben. So, jetzt aber hereinspaziert, Herrschaften, solange der Vorrat reicht.

So etwa hörte sich der Vortrag von Fränkel an. Ehrfurchtsvoll blieben die Menschen stehen, bevor er sie in der Falle hatte. Selbst Alfred, der in seinem guten Anzug neben seinen Brücken stand, war fasziniert. Und obwohl er vermutete, dass es das Land Jutana nicht gab, nahm er sich vor, es heute Abend in Dierckes Weltatlas zu suchen.

Als der junge Herr Kleefeld im Teppichparadies anfing, machten sich die Kollegen über ihn lustig. Kelbassa und Blum feixten über den linkischen Oberschüler, wie er draußen bei Wind und Wetter stand und wie ein Zerberus seine brickelel bewachte.

Sie fühlten sich wie die Könige, denn sie brauchten nur täglich ein, zwei große Teppiche zu verkaufen und hatten ihr Geschäft gemacht,

während Alfred zehn Stunden vor dem Laden herumstand, um ein paar kleine Brücken loszuwerden. War Fränkel nicht im Geschäft, verzogen sich die beiden in Sammy's Imbiss am Eck, um über Frauen und das schöne Leben zu sprechen und sich gegenseitig zu versichern, dass sie zu Größerem geschaffen waren, als Teppiche zu verhökern. Oder dass sie, wenn sie Chef wären, wesentlich erfolgreicher agieren würden als Fränkel. Aber die Welt ist bekanntermaßen ungerecht.

Jeden Dienstag erschien Fränkel erst gegen Abend, um die Abrechnung zu machen. Seit Wochen hatte er an diesem Tag offenbar regelmäßig Termine außerhalb, und viele Gerüchte machten die Runde. Manche behaupteten, er habe ein Verhältnis mit einer reichen, prominenten Dame aus Bad Homburg. Und dienstags sei deren Gatte wohl regelmäßig aushäusig. Einige unterstellten ihm, mit untergeschlüpfen Nazis Geschäfte zu machen, und andere wiederum glaubten zu wissen, Fränkel arbeite mit dem US-Geheimdienst CIA zusammen. Es gefiel ihm, seine Angestellten im Unklaren zu lassen.

Als er allerdings Honigbaum darum bat, in seiner Abwesenheit den Kollegen auf die Finger zu sehen, verbat sich dieser das vehement.

Eine Liste ja, aber ich bin nicht dein Kapo nicht, rief er.

Alfred hatte von dem keine Ahnung, als Fränkel zu ihm kam und ihn zu seinem Spion machte.

Du bist der Einzige, dem ich trauen kann, sagte er sorgenbeladen zu dem Jungen, und der war stolz, seinem Chef einen Gefallen zu tun. Allerdings war es nicht so, dass Alfred minutiös verriet, wer wann wie lange weg war, aber er meldete zum Beispiel den regelmäßigen Besuch von Elias Ter-Vanasian im Laden. Das war eine interessante Botschaft, denn der Armenier kam niemals rein, wenn Fränkel anwesend war. Irgend etwas stank, das lag in der Luft.

► *Was aber passiert dienstags? Die Wahrheit ist, Fränkel wird regelmäßig von Major Kramski beim CIA verhört, denn es gibt da einen dunklen Fleck in seiner Vergangenheit. Geheime Reichssache! Er ist im Frühjahr 1944 aus dem KZ Sachsenhausen geholt worden, und man verlangt von ihm, dass er Hitler einige Witze beibringen soll. Dazu braucht er eine neue Identität, und so wird aus dem jüdischen Komiker Robert Fränkel der deutsche Humorist Heinz Frentzel.*



Wie ging es weiter?, fragte Kramski.

Fränkel begann:

Bormann erhob sich, gab mir die Hand, verabschiedete sich höflich, mit dem typischen, »Nichts für ungut«. Er wünschte uns allen Glück und war davon überzeugt, dass es mir gelingen würde, dem Führer seinen zweitgrößten Herzenswunsch nach der Vernichtung der Juden zu erfüllen: einen Witz gut zu erzählen!

Kramski: Okay. Dann fahren Sie also zu Hitler ...

Moment, rief Robert Fränkel, so schnell schießen die Preußen nicht! Ich wollte gerade rausgehen, als das Telefon klingelte und Bormann den Hörer abnahm. Er machte eine harsche Handbewegung, und ich blieb stehen. Er sagte, ja, Herr Frentzel sei zufällig gerade bei ihm. Daraufhin fragte er mich, wo ich wohne, und ich sagte: Im Hotel Adlon. Er sagte ins Telefon: Adlon. Dann hörte er einen Moment zu und grinste. Ihre Zimmernummer? 412, sagte ich unsicher. 412, gab er ins Telefon weiter. Warum wollte er das wissen?, fragte ich mich. Will er mir Blumen schicken? Dann legte er kopfschüttelnd auf.

Sie können jetzt gehen. Auf Wiedersehen.

Ich verabschiedete mich und ging.

Auf dem Flur traf ich den Standartenführer. Kleinschmitt wollte nicht zeigen, dass er sauer war, dass man ihn rausgeschickt hatte. Aber dadurch war ich zum Geheimnisträger geworden, und er behandelte mich mit großem Respekt. Wir trafen uns mit einem Kurier, der mir meine falschen Papiere überbrachte.

Diese?

Kramski deutete auf den Ausweis.

Ja.

Kramski drängte.

Fahren Sie fort.

Jetzt also war ich wirklich Heinz Frentzel!

Kleinschmitt fuhr mich anschließend zum Adlon, und wir verabredeten uns für den nächsten Morgen. Ich ging zum Empfang, um mir meinen Zimmerschlüssel zu holen. Der Portier schaute mich vielsagend an, kniff ein Auge zu und meinte:

Ihr Besuch wartet bereits auf Sie, Herr Frentzel!

Besuch? Mein Gott, wer konnte das sein? Eichmann? Mit wackeligen Knien ging ich zum Aufzug und ließ mich vom Liftboy hochfahren.

Ich ging mit weichen Knien den Flur entlang bis zu meinem Zimmer, atmete tief durch und trat ein. Neben dem Tisch stand ein Servierwagen mit einem Diner für zwei Personen, mit Champagner und allem drum und dran. Wie aus einem Hollywoodfilm. Und in einer Ecke saß ein Traum von einer Frau! Sie hatte ihre endlosen Beine übergeschlagen, trug hohe Absätze und Seidenstrümpfe, ein tief ausgeschnittenes Abendkleid, edlen Schmuck und hatte ein Gesicht wie ein Engel. Ein schwarzer Engel allerdings, denn sie war eine Mulattin oder so was. Ich ging auf sie zu und küsste ihre Hand. Mit einer rauchigen Stimme sagte sie:

Tagchen, ich weiß, wer Sie sind, Herr Frentzel. Mein Name ist Lorina de Vries, ich komme aus Surinam. Ich fragte sie, wie man aus Suri-

nam mitten in den Krieg kommt, und sie erzählte, dass sie seit einigen Monaten zum Ensemble der Komischen Oper gehöre. Sie sei sehr aufgeregt, denn sie würde in wenigen Wochen in einem großen Ufa-Film mitspielen, gemeinsam mit Hans Albers.

Ich setzte mich und zeigte mein einnehmendes Lächeln.

Gerade als ich von meiner Ufa-Karriere zu reden begann, die allerdings 1933 jäh geendet hatte, und dabei den Champagner öffnen wollte, hielt sie mich zurück und riet mir, das besser nicht zu tun. Ich verstand überhaupt nichts mehr.

Im nächsten Augenblick wurde gegen eine Tapetentür geklopft, die ich bisher in der Wand übersehen hatte, und das Fräulein sprang auf, rollte den Servierwagen durch die Tür und verschwand. Aber sie hatte die Tür nicht ganz hinter sich geschlossen, und so konnte ich einen Blick durch den Spalt werfen. Und wen sah ich da? Wer nahm die dunkle Schöne in seine Arme und küsste sie auf den Hals? Goebbels!

Kramski konnte es nicht glauben:

Goebbels! Unfassbar. Was geschah dann?

Fränkel erzählte weiter:

Ich schloss leise die Tür und ließ mich dann rückwärts aufs Bett fallen. Ich starrte an die Decke. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Es war wie in einem Albtraum. Gestern Otte, heute Bormann, nebenan Goebbels, morgen Hitler. Fehlte nur noch der Göring. Vielleicht lag er unter meinem Bett? Wie sollte ich das überleben?

Es klopfte an der Zimmertür. Himmler! Ich schreckte hoch und öffnete vorsichtig. Ein Kellner kam und brachte mir mein Abendbrot. Eine Schale mit Eintopf und einer Scheibe Schwarzbrot. Kaum hatte ich zu essen begonnen, ging die Tapetentür auf und das Fräulein de Vries kam atemlos, mit einem leeren Teller und einem Glas Champagner, in mein Zimmer gestürzt.

Sie berichtete, dass ihr Gönner von nebenan überraschend Besuch bekommen hätte. Von einem Herrn Kaufmann. Gauleiter. Hamburg. Deshalb müsse sie sich wieder ein wenig bei mir aufhalten.

Ich hatte nichts dagegen. Allerdings aß sie mir mein Abendessen weg, vor lauter Nervosität. Und sie gestand mir nicht ohne Stolz, wer der Unbekannte im Nebenzimmer war. Sie bemühte sich, mir einzureden, dass ihr Verhältnis zu Goebbels ein freundschaftliches sei, er wolle ihr bei der Filmkarriere helfen, ganz selbstlos versteht sich, nur weil er an Kunst interessiert sei und an ihr Talent glaube.

Ich habe so getan, als ob ich ihr das abnehmen würde, obwohl ich ja mehr gesehen hatte und auch bemerkte, dass ihr Kleid in der Eile falsch zugeknöpft war. Irgendwann hörte man ein dreimaliges Klopfen an der Zwischentür, die schöne Frau aus Surinam verschwand wieder im Zimmer des Ministers für Volksverhetzung.

Kramski war verwirrt. Konnte das alles wahr sein? Er fragte:

Geschah noch etwas Besonderes in dieser Nacht?

Fränkel nickte: Das kann man sagen. Die Dame kam noch zweimal rüber, weil Goebbels noch bis in den frühen Morgen Besprechungen hatte, einmal telefonierte er mit Hitler, da durfte sie nicht zuhören. Ich hatte jedenfalls eine unruhige Nacht, aber Goebbels auch. Da die Gefahr bestand, dass Frau Goebbels in der Früh überraschend erscheinen könnte, verbrachte Fräulein de Vries die Stunden ab fünf bei mir im Bett.

In Ihrem Bett?

Fränkel: Nicht was Sie denken. Ganz züchtig, wir beide angezogen, nebeneinander. Selbst wenn ich gewollt hätte und wenn sie gewollt hätte, wäre es nicht gegangen.

Wieso nicht? Ich denke, sie war so attraktiv.

Fränkel lachte: Wieso nicht? Wieso nicht? Mann, sie hätte doch gleich gemerkt, dass ich Jude bin!

Verstehe ich nicht.

Mein *schmock!*

Kramski ärgerte sich, dass er da nicht von alleine draufgekommen war und meinte nur: Ach so.

Fränkel bemerkte die peinliche Pause und überspielte sie.

Wie dem auch sei. Jedenfalls platzte gegen sieben in der Früh Kleinschmitt ins Zimmer, sah die dunkle Schönheit in meinem Bett und zog sich stotternd und verlegen zurück. Das habe ich ihm gegönnt.

Kramski: Dann fahren Sie zu Hitler?

Fränkel stand auf.

Ich dachte, wenn das meine Mutter selig gesehen hätte, was wäre sie stolz gewesen. Der Sohn hat's zu was gebracht. Persönlich eingeladen vom Führer! Na, das war was ...

► *Und während Robert Fränkel davon berichtet, was er alles auf dem Berghof erlebt und warum er Hitler nicht getroffen hat, ist Alfred stolzer Besitzer eines nagelneuen Rennrads und verliebt sich in Juliette, die Tochter eines wohlhabenden, prominenten jüdischen Anwaltes. Und das nur, weil er in einen Regenschauer geraten war ...*



Alfred stand vor dem Spiegel im Ankleidezimmer und konnte es nicht glauben. Seine Kleidung war perfekt trocken und gebügelt und sah fescher aus als zuvor. Er hatte sich vielmals bei Fräulein Almut bedankt, als sie ihm die Sachen überreichte. Punkt achtzehn Uhr sollte er sich im Salon einfinden und Frau und Tochter Lubinski kennenlernen. Schnell lief er noch einmal ins Badezimmer, stand einen Augenblick ratlos vor dem üppigen Angebot der kostbaren Parfums und Rasierwasser und sprühte sich mit Old Spice ein. Diesen Duft kannte er von David. Da

konnte man nichts falsch machen. Dann begab er sich auf den Weg zum Salon. Die Tür war geöffnet, als Alfred eintrat.

Neben ihrem Vater stand die vierzehnjährige Juliette Lubinski, ein wunderschönes Mädchen. Sie lächelte Alfred zu und reichte ihm die zarte, weiße, zerbrechliche Hand.

So, sagte Lubinski huldvoll, das ist also der junge Mann, von dem ich dir berichtet habe, Alfred Kleefeld. Und das ist Juliette, meine Tochter.

Er legte seine dicke Hand auf den kleinen Kopf des Mädchens.

Sehr angenehm, sagte Alfred und musste schlucken. Ich habe dich schon ein paarmal in der Synagoge gesehen.

Ja, ich habe dich auch wahrgenommen, sagte Juliette.

Das war ein gutes Zeichen, dachte sich Alfred. Sie hat mich also auch bemerkt.

Alfred war lange in Amerika, erklärte Lubinski.

Das ist mir bekannt, sagte das Mädchen und sah Alfred unverhohlen an. Aber auch er konnte sich nicht sattsehen an diesem traumhaften Wesen. Jetzt war ihm klar, wen Shakespeare mit Julia gemeint hatte: Juliette! Weiß, zart, mit einer samtenen, melodischen, aber festen Stimme, mit wunderschönen dunklen Augen und einem herrlich geformten Mund, wie von einem Bildhauer gemeißelt. Das Haar kastanienfarben, an beiden Seiten zu zwei koketten Schnecken gerollt. Sie trug ein dunkles Samtkleid mit Puffärmeln und einem weißen Kragen.

Welche Schule besuchst du?, fragte sie.

Goethe, sagte er und schluckte, Untersekunda, und du?

Ich gehe in die Elisabethenschule. In die Obertertia.

Und während sie beide etwas hölzern im Salon herumstanden, trat die Dame des Hauses ein, Frau Lubinski, die Gattin der Advokaten, Mutter des feengleichen Geschöpfes.

Lulu Lubinski war eine hochgewachsene, aristokratisch wirkende, strenge Frau mit Dutt, blassem Teint und knallroten, schmalen Lippen. Sie sprach sehr gewählt, und das hatte sicher auch auf die Tochter abgefärbt. Sie überragte ihren Mann nicht nur körperlich.

► *Fränkel bereitet sich darauf vor, Hitler zu töten, aber er begegnet ihm nicht. Immer wieder wird der Witzunterricht verschoben. Schließlich findet sich Fränkel im Juli 1944 mit der Entourage des Führers in Ostpreußen wieder ...*



Hören Sie, wurde Fränkel laut, ich war zwei Tage in dieser verschissenen Wolfsschanze! Da soll ich den gesamten Plan im Kopf haben?

Kramski stand vor einer Wand, an die eine Militärkarte und Luftaufnahmen gepinnt waren. Er drehte sich zu Fränkel um, der im Zimmer stand und sich verärgert eine Zigarette anzündete.

Warum regen Sie sich so auf? Sie haben bis jetzt doch bewiesen, dass Sie ein phänomenales Gedächtnis haben. Sehen Sie's als Kompliment.

Fränkel zog tief an der Zigarette und stieß den Rauch aus, während er sagte:

Sie erwarten von mir, dass ich alles über die Nazis weiß, was Sie nach all den Jahren nicht wissen! Sie quetschen mich nun seit Monaten aus. Warum fragen Sie mich nicht nach Hitlers Verdauung oder seinen feuchten Träumen?

Mister Fränkel, ich wollte lediglich von Ihnen wissen, wo genau Sie sich in diesen Tagen aufgehalten haben.

Ach was. Sie erzählen mir was von Bunkern, von Flakstationen und Sicherheitsdienst. Und Bormanns Haus soll ich kennen und wo Jodl und Keitel saßen und die ganze Drecksbande. Major, ich habe noch nie

eine Karte vor mir gehabt von dieser Anlage. Ich kann Ihnen noch nicht einmal sagen, wo ich rein oder raus bin!

Sie sind hier rein, er zeigte auf die Karte, denn das ist die Straße zum Flughafen.

Wie schön, dann wissen Sie es doch.

Kommen Sie her, ich will Ihnen was zeigen, vielleicht erinnern Sie sich.

Fränkel näherte sich widerwillig.

Na, kommen Sie schon, sagte der Major jovial.

Beide Männer standen jetzt wieder vor der Karte.

Kramski erklärte:

Schauen Sie, hier ist das Büro und hier das Wohngebäude von Hitler. SD und Leibwache sitzen hier. Und das ist die berühmte Beratungsbaracke. Da sind die Luftschutzräume, und hier gibt es sogar einen für Gäste. Und das hier ist das Gästehaus, da hat man Sie untergebracht, nehme ich jedenfalls an.

Vermutlich. Es war so eine Art Kaserne. Es wimmelte von Italienern. Von Italienern?

Na ja, der Duce sollte ja in den nächsten Tagen hier eintreffen, und das war die Vorhut. Diplomaten, Beamte, Presse, Wochenschau und so weiter. Ich war erstaunt, Mussolini wurde hier immer noch wie ein Staatsgast behandelt.

Hatten Sie Kontakt zu denen?

Kaum. Die dachten, ich bin ungeheuer wichtig. Ich saß immer geheimnisvoll rum, habe den »Völkischen Beobachter« gelesen, und ab und zu kam Hagendorff und hat auf mich eingeredet.

Was wollte er?

Mir sagen, dass sich das Treffen mit Hitler immer wieder verschob, denn der Führer hätte alle Hände voll zu tun, den Krieg zu gewinnen.

Laufend gab es Lagebesprechungen.

Hatten Sie Kenntnis von der Besprechung am Vormittag des 20. Juli?, wollte Kramski wissen.

Nur insofern, dass mir Hagendorff am Abend des 19. mitteilte, dass mich Hitler nach der Besprechung zu sehen wünschte. Mussolini käme am Nachmittag an, da wollte er ihn gern launig mit einem netten Witz begrüßen.

Was war mit Ihrem Plan, ihn zu töten?

Na ja, ich hatte das präparierte Buch unbemerkt bis hierher geschmuggelt und hatte nach wie vor die Absicht, das Messer in ihn reinzustecken.

Aber Ihnen war schon klar, dass eine Flucht von hier für Sie so gut wie unmöglich gewesen wäre.

Fränkel machte eine Pause, dann sagte er leise:

Ja. Das war mir klar.

Die Männer gingen zum Schreibtisch und setzten sich. Fränkel nippte an seinem Kaffee.

Wir sind ja bald durch, Herr Fränkel. Berichten Sie mir bitte von den Ereignissen des 20. Juli 1944 aus Ihrer Sicht.

Fränkel setzte die Tasse ab und begann:

Als ich am Morgen so gegen neun Uhr ins Casino kam, um zu frühstücken, setzte sich ein italienischer Journalist an meinen Tisch und begann mir in den Kopf zu hacken.

Hn?

Mich zu bequatschen.

Erinnern Sie sich an seinen Namen?

Giovanni irgendwas. Die heißen ja alle Giovanni. Giovanni Livorno oder so. Er wollte wissen, wer ich bin und was ich hier wollte, und da ich es ihm nicht sagte, hielt er mich für einen wichtigen Geheimnis-

träger. Er war Redakteur bei einer faschistischen Zeitung. Er war fest davon überzeugt, dass es diesen beiden grandiosen Staatsmännern trotz der schwierigen Situation gelingen würde, Europa aus den Klauen des Bolschewismus, des Kapitalismus und damit des Weltjudentums zu befreien.

Sprach er Deutsch?

Ja, jedenfalls besser als ich Italienisch.

Sie können Italienisch?

Unsinn. Auf der Bühne spreche ich manchmal so ein Quatschitalienisch, das hört sich ganz echt an. Aber es sollte mir an diesem Tag das Leben retten.

Was passierte weiter?

Als dieser Journalist unbedingt mit mir ein Interview führen wollte, über die Standfestigkeit der Deutschen, gab ich einen Termin vor und verzog mich auf mein Zimmer. Dort wartete ich und wartete, bis ich gegen Mittag plötzlich eine Explosion hörte, und dann geriet alles in Panik. Ich schnappte mir das Buch mit dem Messer und stopfte es unter mein Hemd. Im Gästehaus rannten alle rum wie die Hühner, man glaubte an einen Luftangriff. Gemeinsam mit den Italienern lief ich nach draußen in Richtung Luftschutzbunker. Aber da kamen uns schon Wachmannschaften entgegen und sagten, es sei ein Attentat auf den Führer verübt worden.

Was empfanden Sie da?

Ich war glücklich, dass mir einer zuvorgekommen war.

Wie ging es weiter?

Kramski war sichtlich gespannt, und Fränkel berichtete:

Ein Offizier kam und teilte uns hektisch mit, dass er den Befehl hatte, alle Besucher aus der Gefahrenzone zu bringen. Er befahl den italienischen Gästen, auf einen Lkw zu steigen. Viele wollten noch ihre Koffer

holen oder ihre Mandolinen oder was weiß ich, aber man drängte uns in den Lkw. Als mich ein Soldat fragte: Du Italia?, sagte ich: Sì, e pericoloso sporgersi! Das steht immer in der Eisenbahn unter den Fenstern und heißt: nicht hinauslehnen.

Kramski musste lachen. Dieser Fränkel, dachte er wohl.

Der Soldat half mir auf die Ladefläche, und ich kroch unter die Plane. Wir fuhren vom Gelände. Sirenen waren zu hören, Flugzeuge donnerten über uns hinweg, Soldaten auf Lkws kamen uns entgegen. Die Schranke war offen, wir fuhren hinaus ins weite Land.

Wir fuhren an Bahngleisen entlang und kamen an eine Station mit Rampe. Dort verließen wir den Lkw und sollten uns erst einmal in der kleinen Bahnhofshalle sammeln. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich verkrümeln sollte ...

Was?

Na ja, verdrücken, abhauen.

Ach so.

Ich ließ mir Zeit und schlenderte langsam in Richtung Bahnhof.

Ein Soldat blieb stehen, schaute mich an und schrie:

Los! Avanti!

Pipi! Wo?, rief ich ihm zu.

Er zeigte mürrisch zu einer Hausecke, neben der ein Klohäuschen stand.

Da! Aber zack!

Grazie, sagte ich und verschwand hinter dem Haus. Und dort fand ich das Glück!

Was war das?

Ein Fahrrad.

► Während Fränkel davon berichtet, wie er von einer deutschen Bäuerin versteckt wird, wie er zuerst durch die fliehenden Nazis und später durch die Rote Armee in Lebensgefahr gerät, gerät auch Alfreds junge Liebe in Gefahr – wegen eines unerlaubten Kusses.

Die Villa der Lubinskis lag im Dunkeln, nur in Juliettes Zimmer war noch Licht. Alfred schlich durch den Garten, der Kies knirschte leise. Am Haus, unterhalb von Juliettes kleinem Balkon, wucherten kräftige Weinranken. Geschickt kletterte der Junge nach oben und beugte sich über den steinernen Balkonsims.

Er warf ein Kieselsteinchen gegen die Scheibe, und wenige Sekunden später war Juliette auf dem Balkon. Sie reichte ihm ihre Hand und zog ihn zu sich auf den Balkon. So standen sie sich eine Weile schweigend gegenüber, bis Alfred die Initiative ergriff und sie in seine Arme nahm und sie lang und innig küsste. Als sie zu weinen anfang, beschwor er sie, nicht aufzugeben, es würde alles wieder gut werden. Das müsste irgendwann auch ihre Mutter einsehen, aber sie legte ihm den Finger auf den Mund und sagte:

Ich muss in ein Internat, in der Schweiz!

Dann versagte ihr die Stimme.

Alfred hatte das Gefühl, Olli, der Hammer, hätte ihm in die Magen-grube geschlagen! Wie perfide. Aber logisch. Die schreckliche Mutter würde alles tun, um sie zu trennen. Wie naiv er war! Wie konnte er nur geglaubt haben, dass sich bald alles wieder einrenken würde. Er machte sich gleichzeitig Vorwürfe. Er hatte dieses wunderbare Geschöpf aus ihrem behüteten, sorgenfreien Mädchenleben gerissen. Er konnte sich nicht mehr zurückhalten und begann ebenfalls zu weinen. Sie nahmen sich in die Arme, und Alfred schien es, als stünde er als Romeo mit



seiner Julia auf dem Balkon in Verona und sie hätten beschlossen, gemeinsam in den Tod zu gehen.

In diesem Moment hörte er aus dem Hintergrund Frau Lubinski »Juliette?« rufen! Er sprang über den Sims, ließ sich in die Weinranken fallen und tat sich dabei ziemlich weh. Aber er hielt sich trotz der Schmerzen im Geäst fest und wagte kaum zu atmen. Juliette war zur Balkontür gelaufen, in der nun die Mutter erschien.

Was machst du denn da draußen?, sagte die Frau misstrauisch.

Ich dachte, man könnte die Sterne sehen, antwortete Juliette.

Komm, mein Kind, hörte Alfred die Mutter sagen. Es ist doch viel zu kalt. Nicht, dass du dir was holst. Das fehlt noch.

Sie schob das Mädchen ins Zimmer, schloss hinter ihm die Tür und zog die Vorhänge zu.

Alfred kletterte unter Schmerzen nach unten. Sein Ellbogen blutete. Vollkommen aufgelöst setzte er sich auf das Fahrrad und fuhr los. An der übernächsten Ecke sah er die blinkende Neonreklame einer Bar. Philip Marlowe hätte jetzt einen doppelstöckigen »Four Roses« gekippt. Aber Alfred radelte brav nach Hause.

► *Zuerst leidet Alfred wie ein Hund, aber dann entdeckt er den Rock'n'Roll und damit ein neues Lebensgefühl. Und er begegnet Carla Lombardi, einer jungen Opernsängerin. Und von Onkel David bekommt er die Wohnungsschlüssel ...*

■■■■■■■■ Als es klingelte, war Alfred schrecklich aufgeregt, aber er versuchte, es zu verbergen. Er drückte den Türöffner, hörte wie die Haustür aufging und vernahm dann die Schritte auf der Treppe. Er stand in der Wohnungstür, als Carla um den Treppenabsatz kam, dann schneller wurde

und ihm förmlich in die Arme flog. Mit der Hüfte schloss er die Tür, während sie sich leidenschaftlich küssten.

Eng umschlungen gingen sie ins Wohnzimmer, wo Alfred auf dem Couchtisch die Tortenstücke platziert hatte, daneben ein paar Flaschen Coca Cola. Aus der Phonotruhe erklang Benny Goodman mit seiner Big Band.

Möchtest du ein Stück Torte?, fragte Alfred.

Später vielleicht, sagte sie.

Carla schaute sich um.

Wo geht es da hin?

Ins Schlafzimmer, erklärte Alfred.

So?

Sie lachte und fiel ihm wieder um den Hals.

Willst du mir das nicht zeigen?

Gern, murmelte Alfred unter ihren leidenschaftlichen Küssen.

So tanzten sie förmlich durch die Tür ins Schlafzimmer.

Während Carla sich auf das Bett fallen ließ, ging Alfred zum Fenster und ließ den Rollladen herunter. Nur durch die Ritzen kam noch Tageslicht in den Raum. Als Alfred sich umdrehte, sah er, dass ein Lichtstrahl das schöne Profil von Carla traf. Sie streckte ihm einladend ihre Arme entgegen und sagte leise:

Nun komm schon.

► *Deutschland wird Fußballweltmeister! Alle freuen sich, nur nicht die Juden. Carla kehrt nicht mehr aus Milano zurück. Fränkel zieht Alfred ins Vertrauen und zeigt ihm das geheimnisvolle Verhörprotokoll. Alfred ist jetzt siebzehn und kein Kind mehr. Als Rechtsanwalt Lubinski überraschend stirbt, trifft er Juliette wieder.*



In den folgenden sieben Tagen fand jeden Nachmittag in der Villa der Lubinskis ein gemeinsames Trauergebet statt, bei dem mindestens zehn erwachsene Männer anwesend sein mussten. Aber wie man sich denken konnte, war der Salon übertoll, so viele wollten kommen und des Verstorbenen gedenken.

Auf einer Matratze saßen Frau Lubinski und Juliette und schwiegen in tiefer Trauer, während eine verheulte Almut herumlief und den Gästen Kuchen und süßen Wein offerierte. Auch David und Alfred kamen täglich.

Am letzten Abend der Trauerwoche sprachen Juliette und Alfred im Hausflur noch einmal miteinander. Er war davon überzeugt, dass sie nun aus dem Internat zurückkäme, um bei ihrer verwitweten Mutter zu leben, zumal diese ja bekanntermaßen zur Schwermut neigte. Aber Juliettes Rigorosität überraschte ihn. Nein, sie hatte nicht die Absicht, die Schweiz zu verlassen. Sie fühle sich inzwischen wohl auf ihrem Zauberberg und ihre Mutter habe ja Almut und Ruppert, also genug Personal, das sich um sie bemühen würde. Und wie sie so an der Treppe standen, umarmte ihn Juliette plötzlich und küsste ihn leidenschaftlich.

Alfred verließ die Villa völlig aufgewühlt. Er stellte den Kragen seiner Jacke hoch, steckte seine Hände tief in die Hosentaschen und marschierte in Gedanken mit langen Schritten los. Wie ein Kind, versuchte er, die Fugen der Gehwegplatten nicht zu berühren. Erst als er zu Hause angekommen war, bemerkte er, dass er sein Fahrrad bei den Lubinskis vergessen hatte.

ENDE



Michel Bergmann wird 1945 als Kind jüdischer Eltern in einem Internierungslager in der Schweiz geboren. Nach einigen Jahren in Paris ziehen die Eltern nach Frankfurt am Main. Nach seiner Ausbildung bei der *Frankfurter Rundschau* wird er freier Journalist. Er entdeckt seine Liebe zum Film und arbeitet u. a. als Autor, Regisseur und Produzent. Seit über fünfzehn Jahren schreibt er Drehbücher für Film und TV. Nachdem 2009 bei Arche sein erster Roman *Die Teilacher* erschienen ist, der von Presse und Publikum gleichermaßen gefeiert wurde, folgt nun die Fortsetzung, *Machloikes*.

Zu dieser Ausgabe:

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich–Hamburg, 2011

Umschlag: Kathrin Steigerwald, Hamburg

Umschlagmotiv: © Getty Images/ Hulton Archive / Harry Kerr

Zum Buch:

Michel Bergmann, *Machloikes* erscheint am 5. September 2011 im Arche Verlag

Originalausgabe

1. Auflage 2011

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich–Hamburg, 2011

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7160-2666-3

www.arche-verlag.com